

# WarteArt

Beobachtungen in einer zeitlichen Zwischenphase



Ein Forschungsprojekt von Studierenden der Kulturanthropologie  
und Europäischen Ethnologie, Universität Freiburg



## **WarteArt – Beobachtungen in einer zeitlichen Zwischenphase**

WarteArt – Beobachtungen in einer zeitlichen Zwischenphase  
Herausgegeben von Sarah May  
Freiburg 2017

Forschungsorientiertes Studienprojekt 2016/2017  
der Masterstudierenden Julia Dornhöfer, Rahma Osman Ali, Ruth Weiland  
begleitet von Dr. Florian von Dobeneck und Dr. Sarah May

Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie  
Maximilianstraße 15, 79100 Freiburg  
[www.kaee.uni-freiburg.de](http://www.kaee.uni-freiburg.de)

**Sarah May (Hg.), Julia Dornhöfer, Rahma Osman Ali, Ruth Weiland**

# **WarteArt**

**Beobachtungen in einer zeitlichen Zwischenphase**

**Ein Forschungsprojekt von Studierenden der Kulturanthropologie  
und Europäischen Ethnologie, Universität Freiburg**



**Bitte warten...**



**Bitte warten...**



**Bitte warten...**



Beobachtungen in einer zeitlichen Zwischenphase – eine Einführung <i>Sarah May</i>	<b>14</b>
Prolog der Selbstvergewisserung – Warten im Alter <i>Julia Dornhöfer</i>	<b>22</b>
Fortbewegung und Stillstand – Warten im Verkehr <i>Rahma Osman Ali</i>	<b>33</b>
„Auf Null gesetzt“ – Warten im Wartezimmer <i>Ruth Weiland</i>	<b>43</b>
Literatur	<b>50</b>



Begehrtes Objekt für Genussmenschen – Warten auf das süße Früchtchen. Foto: Projektteam

**Abwarten und Tee trinken.**

## Beobachtungen in einer zeitlichen Zwischenphase – eine Einführung

Sarah May

Wir warten auf Weihnachten, den Feierabend, das Ende einer Rede, einen Rückruf, die Sommerreife der Erdbeeren – wir warten bis wir endlich das tun können, was wir eigentlich tun wollen. Warten ist eine alltägliche Tätigkeit, Situationen des Wartens sind jedem vertraut. Auf wen oder was gewartet wird, ist dabei ebenso verschieden wie das, wie gewartet wird: Warten kann mit Vorfreude, Kränkung, Ungeduld, mit Nervosität, Entspannung und vielen weiteren emotionalen Zuständen verbunden sein – je nachdem, wie die Wartenden diese Zeit erleben und überbrücken. Manche telefonieren, chatten, lesen, andere schlafen, starren Löcher in die Luft oder geben sich ganz dem Gefühl der Ungeduld hin. Ungeachtet dessen, wie gewartet wird, erweist sich Warten stets als eine zeitlich begrenzte Handlung, die Zeit selbst „fühlbar“ werden lässt.<sup>1</sup>

Auf diese besondere Wahrnehmung von Zeit und auf die verschiedenen Arten, mit dieser zeitlichen Zwischenphase umzugehen, fokussiert der vorliegende Band, der eine Ausstellung begleitet, die im April und Mai 2017 im Uniseum Freiburg zu sehen ist: „WarteArt – Beobachtungen in einer zeitlichen Zwischenphase“. Die Ausstellung resultiert aus einem Forschungsprojekt von Studierenden, die im Masterstudiengang Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie seit April 2016 das Warten erforschten: Sie führten Interviews durch, Medienanalysen und teilnehmende Beobachtungen in spezifischen Räumen und Rahmungen des Wartens. Basierend auf diesen kontinuierlichen Alltagsreflexionen und theoretischen Überlegungen, erarbeiteten wir dichte Beschreibungen von Wartesituationen und Wartearten, anhand derer wir

zeigen, wie verschiedene Akteurinnen und Akteure mit der Zeit des Wartens umgehen und inwiefern sich hierin Muster des Wartens abzeichnen lassen. Vor dem Hintergrund unserer Forschungen verstehen wir Warten als eine zeitliche Zwischenphase, in der die kontinuierliche Alltagspraxis aussetzt, in der das linear gedachte Kontinuum des Erledigens oder Entspannens durchbrochen wird, in der Zeit anders empfunden und selbst zum Ziel wird.<sup>2</sup> Wir betrachten Warten als reizvollen Ausschnitt des Alltags einer Gegenwart, in der mehrheitlich auf Beschleunigung und zeitliche Optimierung hingearbeitet wird. Dementsprechend sehen wir in der kulturwissenschaftlichen Analyse von Situationen, Rahmungen, Räumen, Praktiken und Deutungen des Wartens einen Schlüssel, um den alltäglichen Umgang mit und das gegenwärtige Verständnis von Zeit zu dechiffrieren.

### Warten als Phänomen der Zeit

Dass wir mit der Erforschung des Wartens einen Nerv der Zeit treffen, unterstreichen gerade jüngst die immer zahlreicheren Auseinandersetzungen mit Warten in Kunst und Medien: Im August 2016 beschreiben etwa Andrea und Justin Westhoff in den Zeitfragen für Deutschlandradio Kultur Warten als ebenso alltägliches wie existentielles Phänomen und den Menschen als „Homo expectans“.<sup>3</sup> In Bild und Text erfasst Das Magazin in seinem im Februar 2017 erschienenen Themenheft „Warten. Für alle, die es nicht aushalten“ das Phänomen mittels historischer Fotos von Wartehäuschen als raum- und objektgebunden, mittels Umfrage als individuelle Herausforderung, mittels Kurzgeschichte als gemeinhin nachvollziehbare Situation von Komik und Verdruss.<sup>4</sup> Und nicht zuletzt verdichtet die Hamburger Kunsthalle in ihrer Ausstellung „Warten. Zwischen Macht und Möglichkeit“, eröffnet im Februar 2017, Darstellungen der modernen

Kunst zu der These, dass „sich im Warten vor allem die gesellschaftliche Stellung und der Status eines Menschen ablesen lässt.“<sup>5</sup>

Wir verstehen diese Popularität der Auseinandersetzung mit Warten als Beleg für dessen gesellschaftliche Relevanz und erkennen darin ein Bewusstwerden (beziehungsweise Bewusstmachen) von ebenso alltäglichen wie auch gesellschaftspolitischen, aktuellen wie kulturhistorisch geprägten Fragen: Wie gehen wir mit unserer Zeit um? Und – so unser spezifischer Zugang – inwiefern lässt sich gerade in der zeitlichen Zwischenphase des Wartens Erkenntnis gewinnen?

Zeit ist für die Kulturanthropologie eine zentrale Größe. Zunächst deshalb, weil Zeit und Raum jenen Rahmen bilden, in dem Menschen ihr Handeln und Denken vollziehen und deuten.<sup>6</sup> Da in der Kulturanthropologie mikroperspektivisch gearbeitet wird, da wir einzelne Akteurinnen und Akteure sowie konkrete Praktiken erforschen und dabei stets den Handlungs- und Deutungskontext reflektieren, interessieren wir uns auch für die zeitliche Rahmung dieser Handlungen. Im konkreten Fall einer Ethnografie des Wartens wird Zeit gar selbst zum Untersuchungsgegenstand.

Gerade in jüngerer Zeit interessieren sich Forschende des Fachs für Zeiteinteilungen und kulturelle Kategorisierungen der Zeit:<sup>7</sup> Beispielsweise entstanden Arbeiten zum Feierabend,<sup>8</sup> zum Sonntag<sup>9</sup> – oder eben zur „zeitlichen Zwischenphase“ des Wartens: Hierzu zählen die Arbeiten von Heinz Schilling, Gabriele Muri, Billy Ehn und Orvar Löfgren.<sup>10</sup> Schillings Publikation „Welche Farbe hat die Zeit? Recherchen zu einer Anthropologie des Wartens“ (2002) fußt auf einem kulturanthropologischen Studienprojekt, das verschiedene Situationen des Wartens in den Blick nimmt, die sich gemäß der Dauer oder auch hinsichtlich der

Lebensrelevanz unterscheiden. Gemein ist diesen Ethnografien ein Verständnis von Warten „als eine Färbung der Zeit“<sup>11</sup>. Gabriele Muri verdeutlicht in ihrem Band „Pause! Zeitordnung und Auszeit aus alltagskultureller Sicht“ (2004), inwiefern es für die Kulturanthropologie lohnend ist, die Zwischenzeiten des Alltags zu untersuchen: Sie versteht Pause als kulturell codierte Form der Nutzung und Einschätzung von Zeit, eine Beobachtung, die – die nachfolgenden Beiträge in diesem Band werden dies verdeutlichen – wir auch für die Zeit des Wartens bestätigen können.<sup>12</sup> Nicht zuletzt ist die Arbeit der Ethnologen/Kulturanthropologen Billy Ehn und Orvar Löfgren „Nichtstun. Eine Kulturanalyse des Ereignislosen und Flüchtigen“ (2010) wichtig für unsere Forschung, da die Autoren versuchen, Nichtereignisse wie die „verborgene Welt des Wartens, der Routinen und des Tagträumens“<sup>13</sup> zu erfassen. Auch sie zeichnen die Relevanz einer Untersuchung der zeitlichen Zwischenphase: „Indem wir das Warten studieren, konzentrieren wir uns darauf, wie die Menschen ihre Zeit verbringen: Vertreiben sie sich die Zeit, indem sie sich mit etwas anderem beschäftigen, oder sind sie völlig von der langsam voranschreitenden Uhr in Beschlag genommen?“<sup>14</sup> Wir teilen mit Ehn und Löfgren das Interesse an den Praktiken des Wartens, interessieren uns aber darüber hinaus auch für Deutungen sowie Objekte, Räume und Kontexte des Wartens.

In unserer Forschung und Ausstellung fragen, diskutieren und zeigen wir, wie Menschen (Warte)Zeit erleben und beurteilen, wie sie sie einteilen und benennen, wie sie sich erinnern oder vorausschauen, wie sie die zeitlichen Freiräume nutzen oder mit Einschränkungen ihrer freien Zeit umgehen.<sup>15</sup> Die Volkskundlerin Dorothee Schell nennt dies „lohnende Themen, die noch lange nicht erschöpfend behandelt worden sind“<sup>16</sup>. Dem folgend, arbeiteten wir empirisch, suchten nach (historischen) Quellen,



Ziehzeit, Kochzeit, Garzeit – Warten in der Küche. Foto: Projektteam

(aktuellen) Konflikten, (paradigmatischen) Phänomenen und (adäquaten) Methoden. Letztlich trafen wir eine Auswahl, thematisierten und analysierten: Bearbeitungen des Wartens in Wissenschaft und Kunst, Gespräche, teilnehmende Beobachtungen und Objekte des Alltags.

### Arten des Wartens, Artefakte des Wartens – WarteArt

Unsere Ausstellung WarteArt fasst Warten als alltägliches Phänomen und fragt, wie sich Menschen verhalten (und fühlen), wenn sie sich in solch zeitlichen Zwischenphasen befinden. Wir wählten einen analytischen Zugang, der Warten als überindividuelle Praktik beschreibt: Wenn wir unsere Beobachtungen verdichten, erkennen wir, dass Objekte, Räume, Situationen, Lebensphasen und Einstellungen die Art, wie gewartet wird, entscheidend prägen, und dass sich gerade darin kulturelle Muster des Wartens zeigen. Wir diskutieren und präsentieren diese Muster des Wartens in Wartearten und Warteartefakten.

Dadurch, dass wir eine Vielzahl an Warteartefakten ausstellen, weisen wir auf die Vielzahl an Warteartefakten hin. Mit dem Nebeneinander dieser Artefakte verdeutlichen wir – im Band und in der Ausstellung – die thematische Nähe von Gegenständen, die im Alltag meist verschieden kategorisiert, im Haus unterschiedlich platziert sind, deren Nutzung sich meist zeitlich unterscheidet.<sup>17</sup>

So umfasst die Ausstellung einerseits Artefakte, die das Warten thematisieren: Populäre Medien etwa, die mit Buchtiteln wie „Der Tod wartet nicht“ (Stefanie Baumm), „Warten auf Godot“ (Samuel Beckett) oder Liedtexten wie „Der Himmel soll warten“ (Sido) oder „Crying, Waiting, Hoping“ (The Beatles) einen Hinweis darauf geben, welche Relevanz die zeitliche Zwischenphase – unabhängig von Zeit und

Genre – in der Popkultur hat. Andererseits zeigt die Ausstellung Artefakte, die das Warten organisieren: einen Adventskalender, eine Stoppuhr, einen Countdown zur Geburt – eine Vielfalt an Objekten, die Warten sichtbar, erfahrbar, die sie messbar machen. Diese Objekte reflektieren die Einstellung, mit der unsere (westliche) Gesellschaft dem Warten begegnet: Zeit (des Wartens) überblicken, kontrollieren, quantifizieren, um deren Qualität gleichermaßen zu optimieren. Wir möchten die Zeit (des Wartens) überblicken, kontrollieren, quantifizieren, um deren Qualität gleichermaßen zu optimieren.<sup>17</sup> Deshalb essen, telefonieren, chatten, lesen, ja schlafen wir beim Warten und blicken zudem ständig auf die Uhr. Um diese Wartearten zu untersuchen, wählten wir drei exemplarische Rahmungen für unsere kulturwissenschaftliche Analyse.

Alter, Verkehr, Praxis – anhand dieser Rahmungen untersuchten wir Warten als zeitliche Zwischenphase mittels teilnehmender Beobachtungen, Interviews und visuellen Reflexionen. Wir fragten (uns): Wie warten Menschen? Wie empfinden sie das? Wie lässt sich über Warten sprechen? Wie lässt es sich visualisieren? Und wie können wir Warten erklären und deuten?

Unsere Beobachtungen verdichteten wir zu Beschreibungen, die wir als exemplarisch betrachten für Situationen und Praktiken des Wartens. Wir diskutieren, wie sich im Warten unsere alltäglichen Ordnungen und Zeitstrukturen zeigen und brechen, und verdeutlichen, dass gerade die zeitliche Zwischenphase viel über unseren Umgang mit Zeit aussagt.

Julia Dornhöfer zeigt mit ihrer Untersuchung „Prolog der Selbstvergewisserung – Warten im Alter“, dass Warten durch Biografie und Persönlichkeit geprägt ist: Aus den Gesprächen mit hochaltrigen Frauen zieht sie den Schluss, dass Art und Einschät-

zung des Wartens mit den eigenen Erfahrungen zusammenhängt und sich entlang der Lebenslinie verändert. Sprechen Dornhöfers Interviewpartnerinnen über vergangene Wartesituationen, so erweisen die sich als besonders lang, besonders schön, besonders tragisch memoriert und sortiert. Als bedeutsam empfundene Warteansätze der Gegenwart (und näheren Zukunft) sind häufig darauf ausgerichtet, die im Alter zunehmende Monotonisierung des Alltags zu durchbrechen – allerdings, so betont Dornhöfer, weniger durch neue Erfahrungen, sondern vielmehr durch die Wiederholung von Ereignissen, die sich im Laufe des Lebens bereits als Impulsgeber für emotionale Bewegung erwiesen haben. Durch die argumentative Verknüpfung von Wartesituationen und Lebensgeschichte, gibt Dornhöfer auch Hinweise darauf, wie die sozial konstituierte Kategorie „Alter“ aus der Perspektive alter Menschen hergestellt und gelebt wird.

Mit „Fortbewegung und Stillstand – Warten im Verkehr“ fokussiert Rahma Osman Ali Einstellungen, Verhaltensweisen und Reaktionen von Verkehrsteilnehmenden. Sie fragt, wie Immobilität in Situationen, die auf Mobilität, auf Fortkommen ausgerichtet sind, empfunden wird. In der Analyse von Interviews mit Pendlerinnen und Pendlern zeigt Osman Ali, inwiefern Zeit im Verkehr (nicht) als Warten empfunden wird, wenn Faktoren wie Planbarkeit, Regelmäßigkeit und zeitliche Überschaubarkeit die Zwischenphase prägen: Die Zeit zwischen Abfahrt bis Ankunft wird im konkreten Kontext selten als Warten verstanden. Warten im Verkehr ereignet sich erst, wenn der Transport unterbrochen wird, wenn der Verkehr stockt, wenn sich das Erwartete nicht einstellt. In Osman Alis Analyse zeigt sich die wechselseitige Beziehung von Quantifizierung und Qualifizierung von Zeit besonders deutlich: Sofern die zeitliche Zwischenphase kontrolliert werden kann, fällt es leicht, diese Zeit

optimal zu nutzen. Der Kontrollverlust – durch Stau im Straßenverkehr, Ausfall oder Verspätungen der (Straßen)Bahn – verändert die Situation: Die Verkehrsteilnehmenden hupen, gestikulieren, beschweren sich – oder werden zu einer Schicksalsgemeinschaft, die den Kontakt unter den Betroffenen verdichtet.

„Auf Null gesetzt – Warten in der ärztlichen Praxis“ lautet der Titel von Ruth Weians Forschung. Sie spürt Praktiken, Gedanken und Gefühlen im Wartezimmer nach, thematisiert die informellen Regeln, denen das Verhalten in Wartezimmer folgt, und hinterfragt die Wahrnehmung von Räumlichkeit zwischen alltäglichen Aufgaben und Termin bei der Ärztin, beim Arzt. Hierbei steht die spezifische Atmosphäre des ärztlichen Wartezimmers im Mittelpunkt: Dem Wartezimmer, so erkennt Weiad, sind spezifische Logiken eingeschrieben, mit denen die Wartenden konfrontiert werden. Zentral hierfür ist das Auflösen alltäglicher Ordnungen: Verhaltensregeln und -muster verändern sich im Wartezimmer. Grüßen, Flüstern, Lesen erweisen sich als zentrale und gleichermaßen irritierende Praktiken, die das Wartezimmer vorzugeben scheint. Der Aufenthalt dort wird, anders als in anderen Situationen des Alltags, nicht von Tätigkeiten, sondern von der Zeit bestimmt. Die Taktiken, wie die Wartenden mit dieser Zeit im spezifischen räumlichen Kontext umgehen, sind entscheidend dafür, ob die Wartezeit als angenehm oder unangenehm empfunden wird. Weiad betrachtet das Wartezimmer als Raum des Übergangs, das Warten dort als Störmoment im Alltagsfluss, das verschiedentlich genutzt und gedeutet wird.

Die Präsentation dieser ethnografischen Arbeiten bildet den Kern der Ausstellung *WarteArt*: Mittels szenischer Darstellungen, anhand von Objekten, Videos, Fotos, Audiocollagen und Texten möchten

wir unsere Forschung kommunizieren, das Unterschiedliche und Gemeinsame des Wartens miteinander in Bezug setzen und Warten in seiner allgemeinen Erfahrbarkeit präsentieren. Worin unterscheiden, worin gleichen sich Situationen des Wartens? Wie verhalten sich Wartende, wie deuten sie ihre Einstellungen und Verhaltensweisen? Und inwiefern können wir daraus schließen, welche Relevanz Zeit gegenwärtig hat, wie sie organisiert und gedeutet wird? Wir befinden: Die Zeit ist reif für eine kulturwissenschaftliche Analyse der Zeit!

- <sup>1</sup> Vgl. Benz 2013, S.13.
- <sup>2</sup> Vgl. Schilling 2002a, S.10.
- <sup>3</sup> [http://www.deutschlandradiokultur.de/soziales-alltagsphaenomen-ueber-daswarten.976.de.print?dram:article\\_id=346055](http://www.deutschlandradiokultur.de/soziales-alltagsphaenomen-ueber-daswarten.976.de.print?dram:article_id=346055), aufgerufen am 26.10.2016.
- <sup>4</sup> Das Magazin. 94. Jahrgang, Heft 2, Februar 2017.
- <sup>5</sup> <http://www.hamburger-kunsthalle.de/ausstellungen/warten>, aufgerufen am 24.02.2017. Ebenfalls künstlerisch setzte sich der Regisseur und Musiker Julian Hetzel 2015 bei der Eröffnung der 25. Hannoveraner Theaterformen in seiner Performance „Still (The economy of waiting)“ mit verschiedenen Aspekten des Wartens auseinander, s. [https://www.theaterformen.de/pressedownloads/01\\_Presseinfo\\_JulianHetzel\\_Still.pdf](https://www.theaterformen.de/pressedownloads/01_Presseinfo_JulianHetzel_Still.pdf), aufgerufen am 04.03.2017.
- <sup>6</sup> Vgl. Hengartner 2002, insb. S. 36.
- <sup>7</sup> Vgl. Wehr 2009, S. 18-21.
- <sup>8</sup> Vgl. Korff 2001.
- <sup>9</sup> Bspw. Bimmer 2001, Fendl 1995.
- <sup>10</sup> Weiterhin zu erwähnen sind die Germanistin Andrea Köhler („Lange Weile. Über das Warten“, 2007), und die philosophisch-literaturwissenschaftliche Untersuchung von Nadine Benz („(Erzählte) Zeit des Wartens. Semantiken und Narrative eines temporalen Phäno-

mens“, 2013).

- <sup>11</sup> Schilling 2003, S. 36; s. des Weiteren Schilling 2002a.
- <sup>12</sup> Vgl. Muri 2004.
- <sup>13</sup> Ehn/Löfgren 2010, S. 13.
- <sup>14</sup> Ebd. S. 15.
- <sup>15</sup> Vgl. Schell 2000, S.11.
- <sup>16</sup> Ebd.
- <sup>17</sup> Vgl. Benz 2013, S.19.



Eine Schlange mit strengen Regeln: Wer drängt, erntet böse Blicke. Foto: Projektteam



Wann wird endlich Frühling sein? Foto: Projektteam

## Prolog der Selbstvergewisserung – Warten im Alter. *Julia Dornhöfer*

Träges Vormittagslicht liegt im Flur des Seniorenwohnheims. Es riecht nach Großküche und Hygienemitteln. Frau Pfeifer wartet in einer Rollstuhlkolonne vor dem Aufzug. In den Lift passen nur vier Rollstühle, die Bewohnerinnen und Bewohner können erst nach und nach auf ihre Stationen gebracht werden. Manche wollen statt auf ihr Zimmer lieber direkt in den Speisesaal. Gleich – in einer Dreiviertelstunde – gibt es Mittagessen. Zur selben Zeit steht Frau Wagner bei sich zuhause in der Küche. Sie ist mit Kochen an der Reihe. Seit ihre Cousine in die Wohnung unter ihr gezogen ist, essen die beiden alleinstehenden Frauen jeden Mittag zusammen, oft auch am Abend. An einer Wand im Wohnzimmer hängen Fotos von Verwandten, trotzdem liegt Einsamkeit in den Räumen. Zwei Lebenssituationen im Alter – dieselbe Frage: „Worauf warten Sie?“ Frau Pfeifer blinzelt auf dem Gemeinschaftsbalkon in die Sonne, Frau Wagner trocknet Geschirr ab. „Ich erwarte nichts“, höre ich zweimal. Und dann reise ich plötzlich in den Jahren zurück zu Krieg, Kindern, Tiefschlägen und einzigartigen Glücksmomenten. Die Erkundung des Wartens im Alter beginnt in der Vergangenheit.

Dabei sieht es doch so aus, als gäbe es für alte Menschen im Hier und Jetzt genug, worauf sie warten müssen. Bedeutet Warten etwas Anderes für sie? Warten alte Menschen anders? Meiner Studie liegt eine kulturwissenschaftliche Perspektive zugrunde, die übergeordnet danach fragt, durch welche Handlungen und Einstellungen Lebenswirklichkeiten entstehen. Warten und Alter stellen zwei Ausschnitte der Alltagswelt dar, die sowohl auf der individuellen als auch der gesellschaftlichen Ebene

verhandelt werden. Warten und Altsein verstehe ich dabei als Praktiken, die eingebettet in eine bestimmte Kultur und historische Epoche ausgeübt werden und veränderbar sind.

Doch bedingen sie sich auch gegenseitig? Inwiefern gibt es einen Zusammenhang zwischen Praktiken des Wartens und der Ausgestaltung der Lebensphase Alter? Um Antworten darauf zu finden, ob es ein altersspezifisches Warten gibt, habe ich über mehrere Tage Beobachtungen und Gespräche in einem Seniorenwohnheim durchgeführt sowie narrative und leitfadengestützte Interviews mit drei Frauen. Frau Frieda Pfeifer (78) lebt im Pflegeheim, Frau Gertraud Wagner (89) und Frau Hilde Kieser (85) leben in ihren eigenen Wohnungen.<sup>1</sup>

### Mittagessen nach Kriegsende

Wie wir Wartesituationen begegnen, ist eng mit unserem Zeitbewusstsein verbunden. Beides wird erfahren und erlernt. Weder Zeitbewusstsein noch Warten sind naturgegeben, auch wenn es sich manchmal so anfühlen mag. Der Soziologe Norbert Elias machte die wundersame Beobachtung, dass Zeit im Prozess der Sozialisation erlernt wird, wobei das gesellschaftlich vermittelte Zeitbewusstsein so tief verinnerlicht wird, dass es später als ganz selbstverständlich, als natürlich erscheint:

„Ein Kind, das in einer hoch zeitregulierten und industriellen Staatsgesellschaft des 20. Jahrhunderts aufwächst, braucht sieben bis neun Jahre, um ‚die Zeit zu lernen‘, d.h. um das komplizierte Symbolsystem der Uhren und Kalender exakt zu lesen und zu verstehen und um sein eigenes Fühlen und Verhalten entsprechend zu regulieren. Wenn sie aber diesen Lernprozeß hinter sich gebracht

haben, scheinen die Mitglieder solcher Gesellschaften zu vergessen, daß sie die ‚Zeit‘ lernen mußten.“<sup>2</sup>

Dass die gesellschaftliche Verhandlung von Zeit historisch bedingt ist, machen die schwedischen Ethnologen Billy Ehn und Ovar Löfgren in ihrem Werk „Nichtstun – eine Kulturanalyse des Ereignislosen und Flüchtigen“ (2010) deutlich.<sup>3</sup> Sie zeigen beispielsweise einen Zusammenhang auf zwischen der Fähigkeit, warten zu können, und dem Selbstverständnis des entstehenden Bürgertums im 19. Jahrhundert. Dieses nutzte die Selbstdisziplin als eine Eigenschaft, um sich von einer „dekadenten Aristokratie“ abzugrenzen. Geduld wurde zu einer zentralen Tugend in der Lebenswelt des Bürgertums.<sup>4</sup> Heute scheint die Geduld eher wieder auf dem Rückzug zu sein. Unser Umgang mit Zeit – und davon abgeleitet mit Warten – wird also innerhalb eines gesellschaftlichen und historischen Rahmens erfahren und erlernt, in dem bestimmte Vorstellungen über Zeit, Zeitznutzung, Werte und Handlungsweisen vorherrschen. Beides unterliegt einer Transformation. Doch hinzukommt eine ganz individuelle Prägung: In jede Biografie ist eine Biografie des Wartens eingeschrieben.

Frau Wagner fällt es beim Interview schwer, Wartesituationen aus ihrem gegenwärtigen Alltag zu benennen. Beim Blick in die Vergangenheit sieht sie das Warten – wie auch die anderen Gesprächspartnerinnen – sehr viel deutlicher. Die erste Verbindung, die sie zum Warten herstellt, ist der Krieg, den sie als junges Mädchen miterlebt hat: „Also ma hat sehr drauf gewartet, dass der Krieg zu Ende geht. Und ma hat gehofft, aber das war auch mehr ein Warten, dass zum Beispiel mein Bruder, dass der nicht im Krieg fällt.“ Eine weitere Wartesituation, die sie aus ihrem Leben benennt, betrifft die Wohnsituation von Frau Wagner: Sie war eine

der ersten Physiotherapeutinnen in ihrer Heimatstadt und hatte sogar eine eigene Praxis. Bis heute lebt sie in ihrem Elternhaus, aber auf ein eigenes Zimmer habe sie sehr lange gewartet. In der Nachkriegszeit mussten freie Räume vermietet werden, danach zogen Verwandte ein, am Ende hat Frau Wagner ihre demente Mutter gepflegt und mit ihr in einem Zimmer gewohnt. Sie war über fünfzig, als ihre Mutter starb und sie zum ersten Mal allein ein Zimmer bewohnt. Die geschilderten Warte-Erfahrungen haben für Frau Wagner Standards gesetzt. Wartesituationen aus dem gegenwärtigen Alltag wie das Warten auf den Bus, beim Arzt oder bei einer Verabredung treten bei der Beschreibung, was ihr Verständnis von Warten ist, in den Hintergrund.

Auch Frau Kieser nennt zunächst keine alltäglichen Wartesituationen, sondern eine Frage, auf deren Auflösung sie ihr ganzes Leben gewartet hat: Sie leidet bis heute darunter, dass sie nicht weiß, wer ihr leiblicher Vater war. Die Menschen, die es wissen könnten, sind mittlerweile verstorben.

Frau Pfeifer drückt es explizit aus, dass sie Wartesituationen klar nach Relevanz unterscheidet. Sie hat fünf Kinder geboren und „nebenbei“ sehr erfolgreich ein Hotel mit Restaurant geführt. Viel Arbeit wäre das gewesen, 18 Stunden am Tag waren normal. Mit fünfzig bekam sie einen Schlaganfall. Bis heute kann sie ihre linke Körperhälfte nur sehr eingeschränkt bewegen, weswegen sie im Rollstuhl sitzt. Worauf wartet Frau Pfeifer?

„Soll ich jetzt sagen, ich wart aufs Mittagessen, ha ha ha?! [...] Ich war so viel in Krankenhäusern [...] und dann hätt die Leut halt immer gesagt, wie gehts ihr, solle ma sie besuche? Und dann hab ich immer gesagt, sie solle warte, bis ich

wieder besser stabil bin. [...] Also Warten in dem Sinn, ja.“

Warten wird von den Akteurinnen nicht immer gleich bewertet. Durch ihre Biografien haben die jeweiligen Einstellungen zum Warten eine ganz persönliche Prägung erhalten. Kriegsende, ein eigenes Zimmer, Antworten über die familiäre Herkunft, Heilung – biografische Wartekontexte wie diese haben für die Akteurinnen signifikante Relationen bei der Bewertung von Wartesituationen gesetzt.

### Morgens immer Obstteller

Warten wird häufig als eine Unterbrechung im Handlungsfluss beschrieben.<sup>5</sup> Im schlimmsten Fall wird die persönliche Zeitplanung komplett über den Haufen geworfen. Warten ist mit Stress und Ärger verbunden und wird umso intensiver erlebt, je vehementer die Emotionen hochschlagen. Doch das ist nur eine Ausprägung von Warten, denn ans Warten kann man sich scheinbar auch gewöhnen. Das hängt unter anderem mit der Art und Weise zusammen, wie bestimmte Handlungsabläufe organisiert sind.

Gesellschaftliche „Zeit-Vereinbarungen“ helfen Gesellschaften, das Handeln der einzelnen Mitglieder zu koordinieren. Zeit wird in diesen gesellschaftlichen Übereinkünften zum Beispiel mit Hilfe von Messinstrumenten wie Uhren und Kalendern allgemein nachvollziehbar gemacht und strukturiert.<sup>6</sup> Darüber hinaus wird Zeit durch Tätigkeiten strukturiert. Handlungen zerteilen den Zeitfluss im Bewusstsein in sinnhafte Abschnitte. Welche Handlungen das im Alltag sind, ist unter anderem von verschiedenen, sich verändernden Faktoren abhängig. So ist beispielsweise ein Tag in der Lebensmitte für viele Menschen rund um die Faktoren Beruf und Familie organisiert, die bestimmte

Handlungseinheiten erfordern. Im hohen Alter fallen diese Faktoren weg. Sofern der Alltag noch selbst bestimmt werden kann und nicht etwa Pflegebedürftigkeit als neuer gewichtiger Faktor hinzukommt, wird die zeitliche Struktur dann häufig über „kleine Alltäglichkeiten“ und feste Termine erzeugt. Wie etwa bei Frau Kieser. Sie lebt alleine in einer kleinen Wohnung. Ihr täglicher Rhythmus, vor allem am Morgen, ist ihr sehr wichtig:

„Zuerst hole ich die Zeitung, dann richte ich mir meinen Obstteller und mach mir Kaffee. Ich ess nur Obst morgens. [...] Und dann, jeden Morgen, wenn ich mit meinem Obstteller fertig bin, dann telefoniere ich eine halbe Stunde mit meiner Tochter.“

Auch ihr Wochenverlauf ist klar strukturiert: „Mein Kalender ist immer voll“, sagt sie. An bestimmten Tagen besucht sie die Gymnastikgruppe oder andere Angebote im Seniorenzentrum. Jeden Mittwoch geht sie ins Thermalbad. Das Wochenende ist für Treffen mit ihren Wanderfreunden reserviert. Bei Frau Wagner übernehmen die gemeinsamen Mahlzeiten mit der Cousine eine strukturierende Funktion. Die festgelegten, sich wiederholenden Handlungsmuster bilden die Zeit ordnende Routinen im Leben der Frauen.

Rituale und Routinen übernehmen eine wichtige Funktion bei der Strukturierung der Zeit im Alter. Imke Wangerin macht in der Feldstudie „alt sein – entwerfen, erfahren. Ethnografische Erkundungen in Lebenswelten alter Menschen“ die Wichtigkeit von Ritualen und Routinen im Alter daran fest, dass sie zum einen von institutioneller Seite an ältere Menschen herangetragen, zum anderen aber von vielen Interviewpartnerinnen und Interviewpartnern selbst gesucht oder bewusst selbst ge-



Gang im Wohnbereich eines Pflegeheims. Foto: Projektteam



Besucherbereich in einem Pflegeheim. Foto: Projektteam

schaffen würden.<sup>7</sup> Der Grund dafür ist jedoch nicht nur der Mangel an anderen zeitstrukturierenden Faktoren: Routinen und Rituale bieten Schutz und Sicherheit in einer sich verändernden Umwelt. „Zu ihrer Zeit“ konnten die Akteure den meisten Alltagssituationen souverän begegnen, weil sie sich das erforderliche Wissen angeeignet hatten. So bediene ich die Ölheizung, so stelle ich ein Telefonat über die Vermittlung her, so gehe ich mit Eltern und Kindern um. So macht man das halt. Doch je weiter das Leben fortschreitet, desto häufiger stößt das erworbene Alltagswissen an die Grenzen seiner Anwendbarkeit. Neues Wissen ist gefragt. Statt Öl gibt es heute Fernwärme, Telefonieren geht über Handy und Kinder sind plötzlich ein Projekt, obwohl sie doch früher einfach da waren. Die Kluft zwischen den Anforderungen, die die gegenwärtige Welt stellt, und dem eigenen Wissensvorrat wird immer größer und erzeugt ein Gefühl der Distanz und vor allem der Unsicherheit. Die Unsicherheit wird häufig noch durch zunehmende körperliche Beeinträchtigungen verstärkt. Neues, das Ungeplante, beinhaltet Unvorhersehbares und wird schneller als früher als existentielle Bedrohung empfunden. Routinen und Rituale bewahren vorhandenes Wissen und schützen. Sie helfen, Vertrautes zu erhalten, minimieren die Risiken einer Bedrohung durch Vorausschaubarkeit und gewährleisten dadurch einen eigenständigen Aktionsradius in der Welt. Friedemann Schmoll, unter dessen Leitung ein kulturwissenschaftliches, ethnografisches Studienprojekt zum Alter durchgeführt wurde, kommt zu dem Schluss, dass Alter als eine Lebensphase erscheint, „in der durch ritualisiertes Handeln, Inszenierungen des Ichs und Lebensrückblicke existentielle Bedrohungen unter Kontrolle gebracht werden.“<sup>8</sup>

Aber das feste Schema erweist sich als ambivalent. Wiederholungen werden zu Gewohnheiten, die im Gedächtnis nur blasse Spuren hinterlassen. Aus der

Außenperspektive mögen sich alte Menschen täglich in verschiedenen Wartesituationen befinden. Doch viele dieser Wartesituationen wie das Warten auf den Anruf der Tochter am Morgen, auf den Besuch des Sohnes am Mittwoch, auf den Aufzug mehrmals am Tag sind in routinierte Abläufe integriert – und werden so selbst zu Routinen. Routinen zeichnen sich dadurch aus, dass sie unbewusst, sozusagen „automatisch“, ausgeführt werden, mit möglichst geringer kognitiver Investition. Warten als Gewohnheit erfordert keine große Auseinandersetzung. Routiniertes Warten wird kaum wahrgenommen und ist daher nicht unmittelbar erinnerbar.<sup>9</sup> Mit einer zunehmenden Routinisierung des Alltags wird auch das Warten immer routinierter. Ein weiteres Merkmal altersspezifischen Wartens könnte die zunehmende Gewöhnung daran sein.

### **Nochmal den Sternenhimmel sehen**

Am Ende des Gesprächs fällt Frau Wagner doch noch etwas ein, auf das sie in der Gegenwart wartet: Als sie ein Kind war, betrieb ihre Familie eine Gärtnerei. Das Grundstück um das Elternhaus, in dem sie heute noch wohnt, war viel größer, das ganze Viertel war weniger bebaut. Und wenn sie am späten Abend mit ihrer Mutter zum Gewächshaus ging, hat sie immer den großen Sternenhimmel bewundert. Heute ist der nicht mehr so zu sehen, es gibt zu viel Licht. Aber bei einer Reise in die Berge war es noch einmal dasselbe: „Oh, da hab ich manchmal noch die Hoffnung – jetzt fällt mir doch noch was ein – einmal will ich noch, bei Nacht [...] mal einen Sternenhimmel so ganz ohne äußere Einschränkung [sehen].“ Ihr heutiges Warten ist ein Wunsch, eine Hoffnung darauf, noch einmal dieses intensive Glück zu spüren.

Warten im Alter ist anscheinend mit dem Bedürfnis nach einer Reaktivierung von Gefühlszuständen

verbunden. Reaktivierung verweist darauf, dass die Bezugspunkte auch hier wieder in der persönlichen Biografie liegen. So wartet Frau Wagner nicht auf irgendein Glück, sie will das Glück unterm Sternenhimmel. Es geht um das Wiederhervorholen von im wahrsten Sinne des Wortes Erfahrungsschätzen. Diese Erfahrungsschätze wurden vorrangig in der Vergangenheit gesammelt und zwar in bestimmten Situationen und Lebensbereichen. Von den Interviewpartnerinnen, die an dem Projekt teilnahmen, wurden zum Beispiel durchgehend Familie (Kinder, Ehepartner, Eltern) und Reisen als Rahmen genannt, innerhalb derer persönliche Erfahrungsschätze erworben wurden. Warten im Alter ist häufig auf diese Rahmen ausgerichtet. Es stellt eine Art Einleitung, einen Prolog zur Remanifestation persönlicher Erlebenswelten aus einer aktiveren Lebensphase dar. Das Warten ist einem Akt der Vergegenwärtigung des Ichs vorgeschaltet.<sup>10</sup>

Für Frau Pfeifer ist die eigene Vergegenwärtigung so wichtig, dass sie sie zu einem täglichen Programmpunkt gemacht hat. Sie hat ihren Weg dazu gefunden: In der Ruhepause zwischen Nachmittagsprogramm und Abendessen zieht sie sich zurück und macht ganz bewusst eine Gedankenreise durch ihren Körper und zu allen Seelen, die schon „in der Ewigen Heimat“ sind.

### Monogramme im (Lebens)Zeitgewebe

Die aufgezeigten Korrelationen von Warten und Lebensalter liefern nicht nur Anhaltspunkte dafür, dass es ein altersspezifisches Warten gibt, sondern geben auch Hinweise darauf, wie Altsein in unserer Gesellschaft gelebt wird. Alter lässt sich nicht definieren. Das Wort mag zwar bestimmte Bilder evozieren wie vom Alter geprägte Gesichter, Körperhaltungen, gewisse Kleidungsstile und Verhaltensweisen. Doch die Bezeichnung „alt“ bedeutet

je nach Kontext Verschiedenes und ist daher nicht absolut, sondern relativ. Als sozial hergestellte Kategorie dient „Alter“ unter anderem dazu, die Gesellschaft zu strukturieren und durch die Einsortierung eines Individuums in eine Gruppe Annahmen, Erwartungen und Befürchtungen in Bezug auf die Interaktion zu treffen. Die Wissenssoziologen Berger und Luckmann sprechen in diesem Zusammenhang von schablonenartigen Typisierungen, die bei Interaktionen angewendet werden und „mit deren Hilfe ich den Anderen erfassen und behandeln kann“<sup>11</sup>.

Doch wie so oft zeigt sich auch beim Alter, dass die Typisierung zu kurz greift. Denn selbst wenn man – wie von der aktuellen Altersforschung vorgeschlagen – nach kalendarischem, biologischem, sozialem und persönlichem Alter differenziert, fasst die Bezeichnung „alt“ Menschen zusammen, die sich auf vielfältige Weise unterscheiden: zum Beispiel in ihrer gesundheitlichen Verfassung, in ihren finanziellen Möglichkeiten und in ihren Lebensläufen.<sup>12</sup>

Alter ist kein starres Konstrukt, sondern wie das Warten ein Prozess, der von Menschen gestaltet wird. Wie das aus Sicht der Akteure geschieht, lässt sich ansatzweise auch bei der Untersuchung der Wartekontexte von alten Menschen beobachten. Hierbei hat sich gezeigt, dass die biografische Aufarbeitung eine zentrale Rolle bei der Herstellung von Alter spielt. Die starke Präsenz der eigenen Lebensgeschichte in den Gesprächen übers Warten deutet ich als Bedürfnis, sich der eigenen Person zu versichern, wenn die Anschlussfähigkeit an die Gesellschaft abnimmt, die sonst einen großen Anteil an der Selbstvergewisserung eines Menschen hat. In der Folge konstituiert sich die eigene Persönlichkeit immer mehr aus der Autoperspektive heraus. So werden Warteanlässe in der Gegenwart häufig dann als relevant eingestuft, wenn sie mit der Mög-

lichkeit verbunden sind, jene Konturen der eigenen Persönlichkeit nachzuzeichnen, die als bedeutsam empfunden werden. Warten im Alter erscheint somit auch ein bisschen als Warten auf sich selbst.

<sup>1</sup> Die Namen der Interviewpartnerinnen wurden anonymisiert.

<sup>2</sup> Elias 1994, S. 120.

<sup>3</sup> Ehn/Löfgren 2010.

<sup>4</sup> Ebd., S. 46.

<sup>5</sup> Vgl. Schilling 2002b, S. 248.

<sup>6</sup> Vgl. Elias 1994, S. 121.

<sup>7</sup> Vgl. Wangerin 2005, S. 129.

<sup>8</sup> Schmoll 2002, S. 14.

<sup>9</sup> Vgl. Berger/Luckmann 2004, S. 57.

<sup>10</sup> Vgl. Saake zu Wilhelm Mader, demnach die Biografie im Leben alter Menschen, die desintegrativen Tendenzen ausgesetzt sind, an die Stelle von fehlenden sinnstiftenden Mittelpunkten tritt. Saake 1998, S. 211.

<sup>11</sup> Vgl. Berger/Luckmann 2004, S. 43.

<sup>12</sup> Vgl. Saake 1998, S. 215.

**Mir rennt die Zeit davon.**



Sehnsüchtiges Warten auf Nachricht aus Übersee. Foto: Projektteam



Zum Warten geschaffen – Haltestellen. Foto: Projektteam

## Fortbewegung und Stillstand – Warten im Verkehr. *Rahma Osman Ali*

Ein Hupen durchdringt den tiefen Bariton der stehenden Motoren. Ein zweites ertönt. Das dritte fällt mit dem vierten zusammen, dann springt die Ampel der linksabbiegenden Autos wieder auf Rot. Das Hupen verstummt, ich sehe, wie ein Fahrer wütend aufs Lenkrad schlägt, sehe ein Paar – ihr Auto direkt vor der Ampel – gestikulieren, die Blicke böse. Stau, Autolichter soweit mein Blick reicht. Und auch ich stehe an der roten Ampel. Mit mir etwa fünfzehn Fußgängerinnen und Fußgänger. Einer löst sich, geht zügig über die Fahrbahn. Erneut ein Hupen, tiefer diesmal, die Straßenbahn nähert sich unserer Kreuzung, ihr Fahrer droht mit der Faust, der Fußgänger beschleunigt den Schritt. An der Haltestelle drängen sich die Wartenden. Die Bahn hält, öffnet die Türen, unsere Fußgängerampel wird grün, die Türen schließen. Als ich die Haltestelle erreiche, fährt die Bahn gerade los. Die wartenden Autos erstrecken sich über einen längeren Weg hinweg. Bremslicht an Bremslicht. Dann ein Hupen. Sie warten auf grün. Ich auf die nächste Bahn.

Es ist Feierabendverkehr an einer Kreuzung in der Innenstadt. Es ist Alltag. Denn solche Szenarien begegnen uns im Verkehr tagtäglich. Im Leben werden wir stets mit Situationen konfrontiert, die uns in unserem Bewegungsfluss einschränken. Und obgleich diese Situationen üblich sind, erwischen sie uns stets: unvorhergesehen. Sie sorgen dafür, dass wir (kurzzeitig) am Vorankommen gehindert werden – ganz entgegen dem Anspruch, eine Strecke von A nach B möglichst ohne Hindernisse und schnell zurückzulegen. Es ist ein ständiges Zusammenspiel von Fortbewegung und Stillstand, das eine Frage offen lässt: Was machen wir, wenn wir warten?

Mein Projekt „Warten im Verkehr“ widmet sich dieser Frage und erläutert, wie wir handeln, wenn wir im Verkehr angehalten werden. Dabei richte ich mein Augenmerk auf Verkehrsteilnehmende und frage nach Mustern des Wartens: Die Verhaltensweisen in Wartesituationen sollen Erkenntnisse darüber liefern, wie eine solch zeitliche Zwischenphase der Immobilität in einer eigentlich mobilen Phase überbrückt wird.

Inwieweit bedingen sich Fortbewegung und Stillstand in (im)mobilien Alltagssituationen? Um hierzu Erkenntnisse zu gewinnen, habe ich in meiner Studie sowohl teilnehmende Beobachtungen an Verkehrsknotenpunkten, als auch leitfadengestützte und narrative Interviews mit vier Verkehrsteilnehmenden durchgeführt.

### Gut geplant ist halb gewonnen

Warten ist nicht gleich Warten. Dieser Zustand kann nämlich von verschiedenen Faktoren beeinflusst werden, die sich auf unser Zeitgefühl auswirken können. Der Kulturanthropologe Heinz Schilling thematisiert in seinem Band „Welche Farbe hat die Zeit? Recherchen zu einer Anthropologie des Wartens“ (2002) verschiedene Typen des Wartens, die „sich einerseits gemäß der Dauer, zum anderen hinsichtlich der Lebensrelevanz unterscheiden lassen. Im Feintuning des Themas spielen allerdings Warteobjekt und Warteziel, Wartemotivation und situative Gestimmtheit, die biografisch investierten Warte-Erfahrungen [...] – eine Rolle.“<sup>1</sup> Die Planbarkeit von Zeit ist demnach auch ein entscheidender Faktor, der die Zeitwahrnehmung beim Warten beeinflussen kann. Genauer gesagt handelt es sich hierbei um die Kontrolle, die wir auf unsere Fortbewegung haben.

Die Bankkauffrau Lisa Becker (30) fährt regelmäßig, fährt berufsbedingt – fährt täglich zweimal bis

ihr Zug in einer anderen Stadt ankommt: Sie pendelt montags bis freitags von Freiburg nach Basel mit dem ICE, da sie dort bei einer Firma angestellt, allerdings in Freiburg wohnhaft ist. Als Berufspendlerin sind ihr Wartesituationen erwartungsgemäß vertraut. Sie empfindet die Fahrten zwar als lästig, hält sie jedoch für unausweichlich, da Basel als Wohnort für sie nicht in Frage käme:

„Ja also ich hab mich ja schon an die ganzen Fahrten gewöhnt, aber nerven tuts schon manchmal. Du bist halt jeden Tag im selben Zug und siehst teilweise auch immer wieder dieselben Leute. Kann dann auf Dauer schon anstrengend sein. In der Regel gehts aber. Dafür kann ich in Freiburg wohnen bleiben und eigentlich bin ich ja auch ziemlich schnell in Basel. Für die halbe Stunde Fahrt zieh ich dann sicher ned in die Schweiz. Hier hab ich meine Familie und Freunde.“

Inwieweit ist jedoch die eigentliche Zugfahrt als Wartesituation zu sehen, wenn die Berufspendlerin sich in einer mobilen Phase befindet? Wartet sie tatsächlich in einem Moment der Mobilität? Interessant hierbei ist die Regelmäßigkeit des Vorgangs, den die Berufspendlerin beschreibt. Mit klaren Abfahrts- und Ankunftszeiten ist eine Zugfahrt im Regelfall ideal planbar. So versucht auch Lisa Becker die Fahrt effektiv zu nutzen:

„Naja, im Zug kann ich auch ein paar Arbeiten erledigen, die sonst nur zu Hause anfallen würden. Sowas wie Termine planen, nochmal durchgehen und so. Manchmal lese ich dabei auch ein gutes Buch, das entspannt auch.“

Die Zeit während der Fahrt wird somit nicht bewusst als Wartezeit empfunden, da von Anfang an der Ablauf vorgegeben ist: Lisa Becker plant vor Fahrtantritt, was für Arbeiten sie im Zug erledigt. Wartezeit ist in diesem Fall vorgegeben und absehbar. Die Berufspendlerin befindet sich hier noch in einer mobilen Phase, in der die eigene Fortbewegung kontrolliert werden kann.

Der Café-Leiter Markus Schneider (56) legt ebenfalls Wert auf eine geplante Zeitznutzung im Straßenverkehr. Als passionierter Fahrradfahrer führt er sich seine anzuehende Strecke stets vorher vor Augen. Er kann seine Ankunftszeit somit gut abschätzen, kann sie kontrollieren:

„Ich fahre für mein Leben gern Fahrrad. Eigentlich schon immer. Ich kann mir nicht vorstellen, Bahn zu fahren. Da wär ich ja von den Abfahrtszeiten abhängig und das brauch ich nicht. Ich muss ja auch oft spontan zum Café und nach dem Rechten schauen, dass mir die Hütte nicht brennt. Dafür ist das Fahrrad ideal und ich bin sowieso lieber mein eigener Herr über die Lage.“

Der Sozialpsychologe Olaf Morgenroth beschäftigt sich in seiner Monografie „Zeit und Handeln“ (2008) mit Zeitempfinden und erörtert, inwiefern dieses bestimmten Strukturen unterworfen ist. Damit meint Morgenroth unterschiedliche Szenarien im Alltag, die Einfluss auf unser Zeitempfinden haben. Er stellt fest, dass man stets im Bezug zu seiner Umwelt handelt und seinen Umgang mit Zeit darauf abstimmt.<sup>2</sup> Die vorgegebene Zeit wird mit klar definierten und eigens gegebenen Abfahrts- und Ankunftszeiten ausgestattet und bis zum gewünschten Ziel genutzt, sei es durch Entspannung oder durch Arbeit.



Coffee to wait – Koffein gegen lange Minuten. Foto: Projektteam

## Wenn plötzlich alles still steht...

Sogar mit der besten Planung verhindert man aber nicht plötzliche Zugausfälle oder Verspätungen. Dabei handelt es sich um Situationen, die den geregelten Verkehrsalltag durchbrechen. Hierbei erlebt man in einer eigentlich mobilen Phase einen Kontrollverlust, der ein bewusstes Warten zur Folge hat.

Auch der Student Jonas Kastner (25) erlebt derartige Kontrollverluste durch Verspätungen immer wieder im Alltag. Er fährt regelmäßig mit der Straßenbahn, um an sein gewünschtes Ziel zu kommen. Angesprochen auf Erfahrungen, die er in Bezug auf Warten mit diesem Transportmittel gemacht hat, erzählt er Folgendes:

„Mir ist es schon oft passiert, dass ich gerade die Bahn nehmen wollte und sie fährt mir vor der Nase weg, obwohl auf der Anzeige noch steht, dass sie erst in einer Minute abfährt. Das nervt dann total. Da war man sogar pünktlich, aber man wird bestraft. Und dann heißt es halt wieder Warten. [...] Hab schon häufiger auch miterlebt, wie es zu Ausfällen der Bahn kam und dann mussten wir laufen. Passiert. Klar, zu Verspätungen kommt es auch ab und zu. Immer natürlich dann, wenn man einen ganz wichtigen Termin hat. Kam deswegen auch schon beinahe zu spät zu einer Nachschreibeklausur. Das wär der Super-GAU gewesen.“

Wenn die intendierte Bewegung gestoppt wird, entsteht ein Gefühl bewussten Wartens. Dieser plötzliche Stillstand im Bewegungsfluss führt dazu, dass man sich in einer immobilen Phase der Fortbewegung befindet. Dies durchbricht die Planbarkeit von Zeit. Wartezeit, die durch unterschiedliche Quan-

titäten und Qualitäten geprägt ist, wird in diesem Moment zu etwas Ungewissem.

Das Wartegefühl hängt im Verkehr vor allem von der Frequenz des Verkehrs und der Zunahme der Verkehrsteilnehmenden ab. Bewusstes Warten entsteht erst dann, wenn außerhalb des planbaren Fortbewegens Ereignisse geschehen, die sich nicht kontrollieren lassen. Ein zunehmendes Verkehrsaufkommen wäre beispielsweise ein Faktor, der sich auf die Qualifizierung von Wartezeit auswirken kann:

Hier tritt ebenfalls ein Phänomen auf, das unsere „Pläne durchkreuzt“ und sich dabei unseren geplanten Handlungen und Zeitabläufen widersetzt. Die Referendarin Maria Patzek (28) fährt regelmäßig mit dem Auto zu ihrer Arbeit an einer Schule. Erfahrungen mit Warten hat sie dabei zahlreiche gesammelt, meint sie:

„Also ich warte eigentlich ziemlich oft im Auto, ja. Gerade zu Zeiten des Berufsverkehrs steht man da schon eine Weile. Ich plane auch generell immer mehr Zeit für die Fahrten ein, weil ich als Lehrerin einfach pünktlich erscheinen muss. Man weiß ja nie, ob jetzt vor dir plötzlich ein Unfall ist oder sowas. Baustellen nerven zum Beispiel auch, weil man da so oft warten muss. Da staut es sich einfach vermehrt.“

Die Kulturwissenschaftlerin Monique Scheer beschreibt in ihrem Werk „Are Emotions a Kind of Practice?“ (2012), wie genau solche alltäglichen Gefühlsausbrüche als Praxis verhandelt werden. Eine „emotional community“ reproduziert und eignet sich Verhalten sowie Emotionen über bestimmte Erfahrungen an, deren Ausdruck sich historisch entwickelte.<sup>3</sup> Die genervten Reaktionen bei anstrengenden Situationen im Verkehr sind demnach

mit der Zeit adaptiert, erlernt und angepasst worden. Es entsteht ein verbaler Konsens im Straßenverkehr, der in dieser „community“ der Straßen verhandelt wird. Die Vielfahrerin Maria Patzek scheint sich auch vergleichbare Gefühlsausbrüche in dieser „community“ angeeignet zu haben und erzählt hierzu:

„Bei manchen Autofahrern frage ich mich aber auch, wo sie denn ihren Führerschein gemacht haben. Plötzlich wechseln die dann die Fahrbahn, oft auch ohne den Blinker zu setzen. Da kommt das ein oder andere Schimpfwort schon aus mir raus. Ich zeige dann eben auch offen, dass das unmöglich war.“

Wartezeit und Wartegefühl im Verkehr sind folglich in ihrem Ausdruck wandelbar, bei Zunahme des Warte(gefühls) jedoch stets: ungeplant.

### **Geteiltes Warten, geteiltes Leid**

„Liebe Fahrgäste, der Zug verspätet sich um circa 30 Minuten aufgrund eines technischen Türdefekts. Wir bitten um Ihr Verständnis!“ – Diese oder ähnliche Durchsagen am Bahngleis haben wir wohl alle einmal gehört. Auch die Berufspendlerin Lisa Becker, die während ihren eigentlich geplanten Fahrten des Öfteren Verspätungen erlebt, berichtet:

„Am Gleis steh ich auch schon auch mal länger, klar. Du wartest halt auf den Zug und irgendwann hast du das Gefühl: ‚Okay, scheint wohl nicht zu kommen‘, wenn der Zug zur Abfahrtszeit immer noch ned da is. Bisschen blöd kommst du dir in der Situation schon vor und anstrengend is es allemal, wenn du einfach ned weißt was los is.“

Zunächst lässt sich anhand dieses Szenarios eine gewisse Ratlosigkeit erkennen. In dem Moment entsteht ein Kontrollverlust, bei dem anfangs eine raum-zeitliche Orientierungsphase abläuft. Auch in meinen Beobachtungen am Bahngleis war dies zu erkennen: Immer wieder blicken die Betroffenen nach oben auf die Anzeigetafel, gefolgt vom Blick auf die Armbanduhr oder dem Handy. Ich sehe in fragende Gesichter und allmählich wird deutlich: So wirklich scheint keiner zu wissen, was jetzt los ist.

Dann allerdings setzt die Durchsage ein und spätestens dabei wird klar, dass es sich um eine Zugverspätung handelt. Hier beginnt nun die vorgegebene Wartezeit, die auf der Anzeigetafel erscheint, wie bei Lisa Becker, die dazu sagt: „Irgendwann sagen die dann endlich durch, dass der Zug sich verspätet. Jetzt weiß man immerhin, um wie viel.“

Mir zeigt sich nach der Durchsage am Gleis Erleichterung aber auch Wut. „Das gibt’s ja jetzt nicht!“, „Das ist ja mal wieder typisch!“ sind nur einige der Aussagen, die mir begegnen. Dem Ärger folgt ein zunehmend verbaler Austausch untereinander. Hier zeigt sich ein solidarisierendes Moment: Alle sind gleichermaßen von der Verspätung betroffen und damit nimmt auch die Interaktion untereinander zu. Bei voranschreitender Zeit versuchen die Betroffenen beispielsweise vermehrt durch Blickkontakte miteinander zu interagieren. Infolge einer zeitlichen Ansage steigt somit die Kontaktbereitschaft der Betroffenen: Es entsteht eine Art von „Schicksalsgemeinschaft“.

Der Ethnologe Victor Turner befasst sich in seinem Werk „Das Ritual“ (2000) mit Phasen, die er als „Schwellenphase“ bezeichnet. In dieser Phase gliedert sich das Subjekt symbolisch aus einem vorangegangenen Ereignis aus und wird in eine neue Phase befördert, die sich durch eine generelle Ambiguität und Unbestimmtheit auszeichnet.<sup>4</sup>

Hier zeigt sich am Beispiel der Zugverspätung, der Übergang der anfänglichen Orientierungsphase zur Gemeinschaft, die sich nun aber gemeinsam im Unklaren befindet. Warten wird in diesem Prozess als Gemeinschaftsakt ausgehandelt.

Meine Studie zeigt, dass Warten ein Bestandteil des Verkehrsalltags ist. Wartesituationen im Verkehr offenbaren sich immer wieder, können allerdings unterschiedlich empfunden werden. Je nach persönlicher Lebenslage, Transportmittel oder äußeren (Umwelt-)Faktoren differenziert sich Warten in verschiedenste Umgangsweisen der Verkehrsteilnehmenden mit diesem Phänomen. Was machen wir also, wenn wir Warten? Wie wir letztendlich mit Wartezeit umgehen, zeigt sich anhand zahlreicher Umgangsformern:<sup>5</sup> Wir lenken uns ab, sei es durch Handyspiele, Gespräche mit anderen Betroffenen, wir fluchen, lachen, diskutieren, hören Musik oder Radio als ablenkende Geräuschkulisse. Andere wiederum bevorzugen, sich der Wartesituation direkt hinzugeben: Da fällt mitunter die ein oder andere Beleidigung und ungeduldige Bewegungen, die der genervten Stimmung des Wartenden gerecht wird. Deutlich wird: Die vermeintliche Dichotomie von Fortbewegung und Stillstand prägt unser Wartegefühl. Sei es in einer „Schicksalsgemeinschaft“ am Gleis, oder bei Stau in der Privatsphäre des eigenen Autos.

<sup>1</sup> Schilling 2002a, S.13.

<sup>2</sup> Vgl. Morgenroth 2008, S. 36.

<sup>3</sup> Vgl. Scheer 2012, S. 193 ff.

<sup>4</sup> Vgl. Turner 2005, S. 96.

<sup>5</sup> Vgl. Ehn/Löfgren 2012, S. 24.



Sitzen, warten, rauchen – Tabakkonsum als Wartestrategie. Foto: Projektteam



### **Die „Marshmallow-Studie“: Warten macht glücklich**

In den Sechzigerjahren startete der Psychologe Walter Mischel an der kalifornischen Stanford Universität eine Langzeitstudie: Er wollte herausfinden, ob es einen Zusammenhang gibt zwischen Lebensglück und Wartenkönnen. Der Ausgangspunkt: ein Marshmallow.

Die Süßigkeit legte der Forscher über 500 Kindern im Vorschulalter vor mit der Ansage: Wer den Marshmallow 15 Minuten lang nicht anrührt, bekommt eine Belohnung. Dann verließ er den Raum für eine Viertelstunde. Rund ein Drittel der Kinder schafften es und wurden belohnt. Die anderen konnten nicht widerstehen und griffen zu.

Nach dem Test beobachtete Mischel die Probanden über 40 Jahre und stellte fest: Jene, die warten konnten, waren später sozial gefestigter, erfolgreicher und glücklicher.



Der Soundtrack meines Wartens – Musik zur Ablenkung. Foto: Projektteam

## „Auf Null gesetzt“ – Warten in der Arztpraxis. *Ruth Weiland*

Als ich den Raum betrete, versuche ich, den Blicken der anderen Menschen auszuweichen. Leise murmle ich „guten Tag“ in die Runde und setze mich auf einen Eckstuhl. Hier kann ich Platz nehmen ohne mich direkt neben eine andere Person zu setzen. Es riecht nach Desinfektionsmittel, Menschen und den Käsebroten der Familie neben mir. Einige blättern in den Zeitschriften, die dafür auf den Tischen herumliegen oder in den dafür vorgesehenen Halterungen stecken. Kaum jemand unterhält sich. Nur ein Paar bespricht etwas scheinbar Dringendes. Da sie aber flüstern, kann ich sie kaum hören. Am hinteren Ende des Raumes befindet sich eine Spielecke mit großen Stoffklötzen und einigen Holzpuzzles. Dort hüpfen drei Kinder herum, unbeeindruckt von der beklemmenden Stimmung im restlichen Raum. Als sie zu ihren Eltern laufen, die gegenüber von mir sitzen, heben ein paar Menschen die Blicke. Ein älterer Mann lächelt den Kindern zu. Ich bin im Wartezimmer der orthopädischen Praxis der Uniklinik und ziemlich froh, dass ich nicht wirklich auf einen Termin warten muss so wie die anderen, sondern nur hier bin, um mir Notizen über die Atmosphäre im Wartezimmer zu machen.

Meine Studie „Auf Null gesetzt“ beschäftigt sich mit der Frage, wie sich die Atmosphäre in Wartezimmern konstituiert.<sup>1</sup> Die Basis hierfür bilden Beobachtungen in ärztlichen Praxen und fünf leitfadenorientierte Interviews, die ich 2016 mit Wartenden und einer Arzthelferin geführt habe.<sup>2</sup> An dieser Stelle diskutiere ich einen zentralen Aspekt meines Projektergebnisses – die Atmosphäre in ärztlichen Wartezimmern, indem ich danach frage, wie sie sich bedingt und wie sie von den Wartenden empfunden wird.

Aus kulturwissenschaftlicher Perspektive ist ein Raum niemals nur eine Projektionsfläche, auf der sich Geschehnisse abspielen. Er entsteht durch das Ineinandergreifen von materieller bzw. architektonischer Umgebung, Abbildungen, Vorstellungen, historisch gewachsenen Deutungen und durch die Handlungen und Beziehungen zwischen Menschen und Dingen.<sup>3</sup> Raum ist dynamisch und wandelbar, er wird erst durch soziale Interaktion – also durch unser Verhalten und unsere Handlungen – hergestellt. Diesem Ansatz folgend ist die Atmosphäre im Wartezimmer nicht einfach vorhanden, sondern entsteht durch die Gegenstände, die sich in ihm befinden, durch die Regeln, die für die Interaktion zwischen den Wartenden gelten, und durch die Gefühle und Vorstellungen, die diese haben, wenn sie sich in ihm befinden. Um der spezifischen Atmosphäre des Wartezimmers auf die Spur zu kommen, müssen wir uns mit diesen Eckpunkten beschäftigen.

### Die Stille abgegriffener Zeitschriften

„Diese Plastikstühle und dann riecht's immer so komisch mit diesem Linoleumboden und [...] da sitzt man einfach nicht gerne. Es ist einfach nicht schön, nee, ich finds nicht angenehm [...]. Ja klar, was brauchen Leute um sich wohlzufühlen? Also ich brauche irgendwie das Gefühl, dass das was ist, wo ich gerne lange Zeit drin verbringen darf und dass ich nicht abgestellt werde, abgefertigt werde.“

An dieser Aussage der jungen Mutter Anna Buchholz (30) über die Praxis ihres Arztes zeigt sich ein zentrales Merkmal von hausärztlichen Wartezimmern: Diese Räume sind keine Orte, an denen sich Menschen wohlfühlen bzw. wohlfühlen sollen. Sie sind Schleusen zwischen der „Außenwelt“ und dem



Rund sieben Stunden warten Deutsche in der Praxis - Lesen verkürzt die Wartezeit. Foto: Projektteam

Behandlungszimmer und dieser Funktion ist auch ihr Interieur unterworfen: Die Stühle stehen eng beieinander, es liegen Zeitschriften auf dem Tisch, „irgendwelche Schmierbilder“, so die Verkäuferin Andrea Anderson (52), hängen an den Wänden und manchmal fällt kein Tageslicht herein.

Die Einrichtung in Wartezimmern ist oft durchschnittlich, funktional und unpersönlich. Auch die Farbgebung des Raumes fügt sich der Beschreibung meiner Gesprächspartnerinnen und -partnern: „Das Schlimmste ist natürlich, wenn alles weiß gestrichen ist [...]. Wär mal was so rot und blau, das wär mal was, dann würd's den Menschen auch nicht so langweilig“, stellt der Frührentner Peter Becker (59) fest. Dieses Empfinden ist gewiss sehr subjektiv. Es ist das der Menschen, mit denen ich mich unterhalten habe, wobei es auch Gegenpositionen und andere Arten von Wartezimmern gibt. Jenes der Privatpraxis etwa, in der die Arzthelferin Franziska Ressel (28) arbeitet, empfindet sie als weitläufig und hell: „Wir haben drei Lampen im Wartezimmer, dass es schön hell ist und nicht so düster, dann haben wir ne Pflanze drin, dass es einfach ein bisschen nach Wohnzimmer aussieht.“

Der Philosoph Gernot Böhme beschreibt Atmosphäre als das, „was in leiblicher Anwesenheit bei Menschen und Dingen bzw. in Räumen erfahren wird“.<sup>4</sup> Dementsprechend wirkt sich die eben beschriebene Materialität auf die empfundene Atmosphäre des Wartezimmers aus. Doch erklärt die unpersönliche Einrichtung allein noch nicht ausreichend die unangenehme Stimmung, die die Gesprächspartnerinnen und -partner erstaunlich einheitlich mit Wartezimmern verbinden. Auch die Tatsache, dass das Wartezimmer von gewissen informellen Interaktionsregeln, die einem common sense unterliegen, der allen Wartenden klar zu sein scheint, bestimmt wird, trägt zu dieser Empfindung bei:

„Ich kann nicht, keine Ahnung, Posaune üben, das ist wahrscheinlich nicht akzeptiert gesellschaftlich. [...] Es wäre angenehmer, wenn diese Stille nicht so drückt, weil ich wäre nicht diejenige, die sie füllen wollte mit reden. Glaub, da gibt es oft Leute, die da so Hemmungen haben [...], die flüstern dann. So was ist eigentlich total absurd, weil man ja nicht leise sein muss, ich mein, man kann ja. Man möchte auch nicht stören irgendwie. Aber wen würde man stören? [...] Das ist eher so ne ganz unangenehme Stille.“

Die hier von Anna Buchholz beschriebene Stille im Wartezimmer wurde auch in anderen Gesprächen thematisiert. Andrea Anderson spricht beispielsweise von einem Moment, in dem sie sich gerne unterhalten würde, aber dann merkt, dass alle um sie herum still sind. Die Arzthelferin Franziska Ressel versucht immer mal wieder, die Stimmung im Wartezimmer aufzulockern, indem sie die Wartenden auf Geschehnisse auf der Straße hinweist, und die Rentnerin Helga Grün (73) stellt fest: „Da hat man schon irgendwie ein Gefühl wie: ‚Herrje, das ist wie in einer Totenhalle, sowas von unangenehm!‘ Aber ich mag diese Atmosphäre nicht“. „Nicht-Reden“ bzw. „Flüstern“ sind Verhaltensregeln, die nicht festgeschrieben sind, aber in Wartezimmern Gültigkeit zu haben scheinen. Menschen besitzen ein implizites Wissen darüber, wie sie sich im Wartezimmer zu verhalten haben. Doch dieses Verhalten steht im Gegensatz zu den Interaktionsregeln an anderen Orten und führt zu Verunsicherung und, resultierend aus einer hohen sozialen Kontrolle, der Angst vor Fehlverhalten:

„Also, man kommt rein und dann ist ja schon die große Frage: Muss ich jetzt ‚Guten Tag‘ sagen oder nicht? Und ich mach's meistens einfach nicht. Also eigentlich ist es erwartet [...], aber ande-

rerseits stört man dann schon wieder die gespenstische Stille, die da ist, und das ist so, wo ich mich permanent frage, was grade eigentlich gesellschaftlich von mir erwartet wird.“

An diesem Zitat von Anna Buchholz zeigt sich die Destabilisierung sozialer Ordnung. Im ärztlichen Wartezimmer führen ritualisierte Handlungen wie die Begrüßung, die außerhalb des Wartezimmers unhinterfragt benutzt werden und den Alltag in gewisser Weise strukturieren, plötzlich zu Verunsicherung. Das Aufbrechen sozialer Ordnungen und die dadurch verursachte Unsicherheit der Menschen, die sich in diesem Zustand befinden, beschrieb der Symbolforscher Victor Turner als ein Merkmal der Liminalität, des Schwellenzustands in Übergangssituationen. „Schwellenwesen [in diesem Fall die Wartenden, R.W.] sind weder hier noch da; sie sind weder das eine noch das andere, sondern befinden sich zwischen den vom Gesetz, der Tradition, der Konvention und dem Zeremonial fixierten Position.“<sup>5</sup> Die Zeit im Wartezimmer fällt ein Stückweit aus dem Alltag heraus, sie wird von einer, durch räumliche Gegebenheiten, Stille, soziale Kontrolle und die Verunsicherung über die eigene Rolle bedingten Atmosphäre bestimmt. Menschen befinden sich hier in einer Übergangssituation, die sie vor besondere Herausforderungen stellt.<sup>6</sup> Die Menschen wollen niemanden stören, niemandem zu nahe treten, bleiben lieber unsichtbar und haben Angst vor den strafenden Blicken der Anderen. Führten die Befragten dennoch Unterhaltungen im Wartezimmer, funktionierte das nur auf der Basis, des „man sieht sich einmal und sieht sich nie wieder“, wie Helga Grün beobachtet.

Atmosphären sind an Räume gekoppelt.<sup>7</sup> Mit dem kulturwissenschaftlichen Konzept des Raumes verbunden, bedingen sie sich aus dem gebauten Raum

(Einrichtung, Gestaltung des Wartezimmers), dem Raum der Repräsentationen (Vorstellungen, was ein Wartezimmer sei und auch wie man sich darin zu verhalten habe (common sense der Verhaltensregeln)) und dem erlebten Raum (Handlungen, Interaktionen und Gefühle der Wartenden). Ein zentrales Element des Wartezimmers, das sich in allen Teilaspekten meiner Studie widerspiegelt, ist die Nivellierung von allem Persönlichen, was sich in allen Raumdimensionen widerspiegelt. Anonymität bildet die Basis für die unangenehme Atmosphäre,<sup>8</sup> die die Wartenden in der Arztpraxis empfinden. Doch worauf gründet sie sich?

### Die Anonymität des Durchgangszimmers

Eine der Hauptaufgaben der Arzthelferin Franziska Ressel ist es, die Wartezeiten in der Praxis so kurz wie möglich zu halten: „Wir gucken sehr darauf, dass die Leute bei uns wenig warten müssen, also zur Blutabnahme müssen sie höchstens 10 Minuten warten.“ Der Aufenthalt im Wartezimmer soll nicht den Hauptteil des Arztbesuches ausmachen. Vielmehr ist es ein Durchgangszimmer zwischen Alltag und der Behandlung.

Der Ethnologe Marc Augé entwickelte 1992 das Konzept der Nicht-Orte. Nicht-Orte – hier darf man sich von der Terminologie nicht verwirren lassen – sind Räume, das heißt auch sie unterliegen einer Prozesshaftigkeit und entstehen durch das Zusammenwirken von Umwelt, Vorstellungen und Handlungen, dennoch besitzt der Nicht-Ort keine Identität. Menschen identifizieren sich nicht mit ihm. Vielmehr ist der Nicht-Ort ein Raum des Übergangs, gekennzeichnet durch seine Ausrichtung auf einen bestimmten Zweck, durch die Normen für die Benutzung dieses Raumes und dadurch, dass sich die Benutzenden des Nicht-Ortes in einem Vertragsverhältnis mit ihm befinden.<sup>9</sup> Bezieht sich

Augé in seiner Theorie vornehmlich auf Transitorte wie Flughäfen, Autobahnen, Flüchtlingsunterkünfte oder Supermärkte, so lässt sich sein Konzept auch auf das Wartezimmer übertragen, wenn dieses nicht sogar den Nicht-Ort par excellence darstellt.<sup>10</sup>

Der Zweck, auf den ein Wartezimmer in einer Arztpraxis ausgerichtet ist, liegt auf der Hand: Um eine medizinische Behandlung zu erlangen, müssen Patientinnen und Patienten erst im Wartezimmer Platz nehmen. Die Verbote – im Sinne Augés – äußern sich in den Regeln des Schweigens und Unsichtbarmachens. Der Zugang zum Wartezimmer bzw. zu den Behandlungsräumen unterliegt einem Selektionsmechanismus: Nur mit gültiger Krankenversicherung, Überweisungsschein und/oder Termin ist es möglich, untersucht zu werden. Der Zeit im Wartezimmer geht also immer ein Vertragsverhältnis voraus. „Der Vertrag hat stets Bezug zur individuellen Identität dessen, der ihn eingeht“<sup>11</sup>, formuliert Augé, und so müssen sich Patientinnen und Patienten an der Anmeldung vorstellen, ihre Daten und Krankheiten offenlegen, um ins Wartezimmer zu gelangen. In Nicht-Orten gewinnt man seine Anonymität also erst, nachdem man seine Identität unter Beweis gestellt hat.<sup>12</sup> Einmal in den Nicht-Ort gelangt, wird er von Anonymität bzw. „geteilter Identität“<sup>13</sup> bezeichnet die, nach Augé, eine Zeitlang von den Wartenden genossen wird, sich dann aber auch schnell in „Einsamkeit und Ähnlichkeit“<sup>14</sup> wandelt. Die Wartenden sind mit sich alleine und gleich – die Individualität wird nivelliert. So kann das Wartezimmer für Peter Becker schon auch interessant sein, wenn er eingehüllt in die Anonymität andere Leute beobachten kann, „aber ich sag mal zu 80 Prozent ist es einschläfernd, man wird sauer und baut Frust auf, nimmt den Frust vielleicht noch nach Hause.“

Die Anonymität, die das Wartezimmer umgibt und seine unangenehme Atmosphäre bestimmt, geht nicht nur von den Dingen und Menschen aus. Die Anonymität ist dem Wartezimmer als Nicht-Ort des Übergangs mit seinen spezifischen Logiken eingeschrieben.

### Auf Null gesetzt

Wie Menschen sich in Wartezimmern verhalten, ist ebenso vielfältig, wie die Wartenden selbst. All diese Handlungen spielen sich in der Atmosphäre des Wartezimmers ab und werden von ihr geprägt. „Wenn ich in einen Raum hineintrete, dann werde ich in irgendeiner Weise durch diesen Raum gestimmt. Seine Atmosphäre ist für mein Empfinden entscheidend“<sup>15</sup>, schreibt Gernot Böhme. In meinen Gesprächen wurde die Atmosphäre im ärztlichen Wartezimmer als unangenehm beschrieben. Liegt diese negative Konnotation zu einem sicherlich daran, dass Warten an sich kein selbstgewählter Zustand, sondern eine aufgezwungene „Auszeit“ ist, so tragen auch die genannten Eigenschaften des Durchgangszimmers dazu bei, dass die Stimmung dort so empfunden wird. In den Gesprächen beschrieben die Wartenden sowie die Arzthelferin auf meine Frage nach ihrem „Traumwartezimmer“ diesen Raum mit dem Adjektiv „gemütlich“. Die Kulturwissenschaftlerin Brigitta Schmidt-Lauber beschreibt den „Zustand des Bei-sich-Seins“<sup>16</sup> als Merkmal von Gemütlichkeit und stellt diesem Begriff „das Unangenehme“ als Gegenbegriff gegenüber.<sup>17</sup> Gemütlichkeit – genau dies ist es aber, was in der meist von Unpersönlichkeit und Zweckmäßigkeit geprägten Atmosphäre des Wartezimmers nicht möglich ist. Hier können sich die Wartenden nicht einrichten, sie können sich nicht mit Menschen umgeben, die sie sich ausgesucht haben, sie können keinen Tätigkeiten nachgehen, die ihnen guttun. Sie müssen sich der Anonymität

und der unangenehmen Atmosphäre des Nicht-Ortes Wartezimmer fügen und diese Schwellenphase durchlaufen, ehe sie wieder einer selbstgewählten Tätigkeit (der ärztlichen Behandlung) nachgehen können.

Die Wahrnehmung der Atmosphäre im ärztlichen Wartezimmer und seiner eingeschriebenen Anonymität steht im Mittelpunkt meines Beitrags. Sie gibt Aufschluss über die spezifischen Bedingungen, unter denen in einer Arztpraxis gewartet wird und somit auch über die Rahmung von Deutungen der Wartezeit. Obwohl das Wartezimmer nicht als angenehmer Ort empfunden wird, wird die Zeit in ihm in den Gesprächen unterschiedlich gewertet: Sieht Peter Becker sie als „gestohlene Zeit“, so genießen Anna Buchholz und Andrea Anderson kleinere Wartezeiten und Helga Grün empfindet sie sogar manchmal als bereichernd. Die unterschiedlichen Sichtweisen auf die Zeit im Wartezimmer stehen in Verbindung mit den verschiedenen Taktiken, mit denen die Wartenden der Anonymität des Wartezimmers begegnen.<sup>18</sup>

„Auf Null gesetzt“ sind einerseits die Wartenden, die im Wartezimmer trotz Gesellschaft alleine und auf sich gestellt sind. Andererseits stellt aber auch das ärztliche Wartezimmer mit seinen hier dargestellten Logiken eine außeralltägliche Ordnung da, in der Interaktionen neu hinterfragt werden müssen und Verhaltensweisen angepasst werden. Die Atmosphäre des Wartezimmers bestimmt das, was in ihm passiert. Andrea Andersson fasst zusammen: „Das ist ja auch irgendwie Leben: im Wartezimmer sitzen und warten bis man dran kommt“. Warten in der Arztpraxis ist eine Übergangssituation, es ist ein Störmoment im Alltagsfluss und doch Teil davon. Die Erfahrungen, die hier gemacht werden, tragen zu den Deutungen des Phänomens „Warten“ bei, die spezifische Atmosphäre des Wartezimmers rahmt sie.

<sup>1</sup> Ein weiterer Teil des Projektes, der sich mit den Wartetaktiken der Menschen im ärztlichen Wartezimmer beschäftigt, ist in der Ausstellung „WarteArt“ als Film zu sehen.

<sup>2</sup> Die Namen der Gesprächspartnerinnen und -partner wurden anonymisiert.

<sup>3</sup> Vgl. exempl. Rolshoven 2012.

<sup>4</sup> Böhme 2013, S. 30.

<sup>5</sup> Turner 2005, S. 95.

<sup>6</sup> Zu Wartezeiten als „Schwellenphase“ siehe auch Schilling 2002a, S. 249.

<sup>7</sup> Vgl. Böhme 2013, S. 29.

<sup>8</sup> Mit Victor Turner könnte man hier von einer „community“ sprechen, die sich, im Gegensatz zu den meisten anderen Beispielen aus der Ritualtheorie, durch Anonymität auszeichnet. Hierzu vgl. Turner 2005, S. 96 und 128 ff.

<sup>9</sup> Vgl. Augé 2012, S. 96 f

<sup>10</sup> Auch Eberhard Wolff bezeichnet in seinem Artikel in der Schweizerischen Ärztezeitung das Wartezimmer als „Raum des Übergangs“ und das Ziel der dort Anwesenden sei es, bald wieder abwesend zu sein. Vgl. Wolff 2015, S. 344.

<sup>11</sup> Augé 2012, S. 102.

<sup>12</sup> Vgl. ebd., S. 103.

<sup>13</sup> Ebd., S. 102.

<sup>14</sup> Ebd., S. 104.

<sup>15</sup> Böhme 2013, S. 15.

<sup>16</sup> Schmidt-Lauber 2003, S. 57.

<sup>17</sup> Vgl. ebd., S. 43.

<sup>18</sup> Siehe Anm. 1.

**Kommt Zeit, kommt Rat.**

## Literatur

- Augé, Marc: Nicht-Orte. München 2012.
- Benz, Nadine: (Erzählte) Zeit des Wartens: Semantiken und Narrative eines temporalen Phänomens. Göttingen 2013.
- Berger, Peter L./Luckmann, Thomas: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Frankfurt am Main 2004.
- Bimmer, Andreas C.: Sonntag. Ein Wochentag und seine Rezeption in der Volkskunde. In: Siegfried Becker u.a. (Hg.): Volkskundliche Tableaus. Eine Festschrift für Martin Scharfe zum 65. Geburtstag von Weggefährten, Freunden und Schülern. Münster u.a. 2001, S. 71-79.
- Böhme, Gernot: Atmosphäre. Essays zur neuen Ästhetik. Berlin 2013.
- Ehn, Billy/Löfgren, Orvar: Nichtstun. Eine Kulturanalyse des Ereignislosen und Flüchtigen. Berkeley 2010.
- Elias, Norbert: Über die Zeit. Frankfurt am Main 1994.
- Fendl, Elisabeth/Köstlin, Konrad (Hg.): ZEITspezifisches. Konrad Köstlin zum 8. Mai 1995. Regensburg 1995.
- Hengartner, Thomas: Zur Ordnung von Raum und Zeit. Volkskundliche Anmerkungen. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 98 (2002), S. 27-39.
- Köhler, Andrea: Lange Weile. Über das Warten. Frankfurt am Main/Leipzig 2007.
- Korff, Gottfried: Feierabend. In: Etienne Francois/Hagen Schulze (Hg.): Deutsche Erinnerungsorte. Bd. 3. München 2001, S. 169-186.
- Morgenroth, Olaf: Zeit und Handeln. Psychologie der Zeitbewältigung. Stuttgart 2008.
- Muri, Gabriele: Pause! Zeitordnung und Auszeit aus alltagskultureller Sicht. Frankfurt am Main/New York 2004.
- Rolshoven, Johanna: Zwischen den Dingen: der Raum. Das dynamische Raumverständnis der empirischen Kulturwissenschaft. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 108 (2012), S. 156-169.
- Saake, Irmhild: Theorien über das Alter. Perspektiven einer konstruktivistischen Altersforschung. Studien zur Sozialwissenschaft Bd. 192. Opladen/Wiesbaden 1998.
- Scheer, Monique: Are Emotions a Kind of Practice (and Is That What Makes Them Have a History?). A Bourdieuan Approach to Understanding Emotion. In: History and Theory 51 no.2. (Mai 2012), S. 193-220.
- Schell, Dorothea: Zeit in volkskundlicher Perspektive. Einführung. In: Heinrich L. Cox (Hg.): Zeit in volkskundlicher Perspektive. Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde. Bd. 33. Bonn 1999/2000, S.7-14.
- Schilling, Heinz (Hg.): Welche Farbe hat die Zeit? Recherchen zu einer Anthropologie des Wartens. In: Kultur-anthropologische Notizen. Bd. 69. Frankfurt am Main 2002a.
- Schilling, Heinz: Zeitlose Ziele. Versuch über das lange Warten. In: ebd. (Hg.): Welche Farbe hat die Zeit? Recherchen zu einer Anthropologie des Wartens. Buchreihe Notizen. Bd. 69. Frankfurt am Main 2002b, S. 245-310.
- Schilling, Heinz: Endlich! Ein Buch über das Warten. In: Forschung Frankfurt 1/2003, S. 36.
- Schmidt-Lauber, Brigitta: Gemütlichkeit. Eine kulturwissenschaftliche Annäherung. Frankfurt am Main 2003.
- Schomml, Friedemann: Grauzone. Ethnographische Variationen über die letzten Lebensabschnitte. Tübingen 2002.
- Turner, Victor: Das Ritual. Struktur und Anti-Struktur. Frankfurt am Main 2005.
- Wangerin, Imke: Routine und Rituale. In: Stefan Beck (Hg.): alt sein – entwerfen, erfahren. Ethnographische Erkundungen in Lebenswelten alter Menschen. Berlin 2005, S. 129-132.
- Wehr, Laura: Alltagszeiten der Kinder. Die Zeitpraxis von Kindern im Kontext generationaler Ordnungen. Weinheim/München 2009.
- Wolff, Eberhard: Über Wartezimmer. In: Schweizerische Ärztezeitung 96/9 (2015), S. 344.

**Da kannst du warten, bis du schwarz wirst!**

## Dank

Wir bedanken uns recht herzlich bei allen Unterstützerinnen und Unterstützern und allen lieben Menschen, die während der Projektphase leider öfter auf uns warten mussten.

Ein Projekt wie dieses war nur durch vielfältige Unterstützung möglich. An erster Stelle ist dem Studentischen QSM Gremium der Universität Freiburg und der Gesellschaft für Europäische Ethnologie Freiburg (GEEF) zu danken, die die Ausstellung und die Publikationen zum Projekt finanziell ermöglicht haben. Herzlich zu danken ist ebenso dem Uniseum Freiburg, das uns seine Räumlichkeiten für die Ausstellung zur Verfügung gestellt hat. Ein dickes Dankeschön für Betreuung und kulturwissenschaftliche Expertise gilt den Lehrkräften des Instituts für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie, ganz besonders Sarah May, Florian von Dobeneck, Markus Tauschek und Jörg Giray. Daneben ist großer Dank Claudia Gessler im Geschäftszimmer geschuldet. Ohne die tatkräftige Unterstützung von Faisa Osman Ali wäre dieses Buch nicht in dieser Form erschienen – herzlichen Dank dafür. Besonderer Dank gilt unseren Interviewpartnerinnen und Interviewpartnern, der Arbeiterwohlfahrt Freiburg und dem Uniklinikum Freiburg. Wir danken auch all jenen, die uns Exponate leihweise anvertraut haben sowie Ute Göbner-Hanselmann für ihren bildlichen Beitrag.

*Julia Dornhöfer, Rahma Osman Ali, Ruth Weiland*



Kein Ende in Sicht – das nächste Warten kommt bestimmt. Foto: Ute Göbner-Hanselmann





Auf dem Bahnsteig, vor dem Telefon, beim Arzttermin – Warten gehört zu unserem Alltag. Was als eine langweilige zeitliche Zwischenphase daherzukommen scheint, ist kein Stillstand, sondern volles Programm: Rund um das Warten organisieren sich Machtverhältnisse, kommen gesellschaftliche Verhaltensnormen und Denkmuster zum Ausdruck, werden Strategien zum Umgang mit Warten entwickelt. Aus kulturwissenschaftlicher Sicht stellt sich Warten als eine variationsreiche Praktik dar, die kulturell, gesellschaftlich und lebensgeschichtlich geprägt ist.

Im Rahmen eines forschungsorientierten Studienprojekts haben Studierende der Europäischen Ethnologie Warten in unserer Alltagswelt untersucht. Die Ergebnisse wurden im Rahmen der Ausstellung „WarteArt – Beobachtungen in einer zeitlichen Zwischenphase“ präsentiert. Der vorliegende Band vertieft die zentralen Beobachtungen und Erkenntnisse aus der ethnografischen Feldforschung.